

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

8.1.1922 (No. 2)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 2



8. Jan. 1922

Hans Drinneberg / Hans Thoma über Hinterglasmalerei  
und Glasmalerei.

Es sind gerade 60 Jahre, seit ich als Rehnjährling in jubelnden Gefühlen, alles andere ohne Interesse und Bedeutung hinter mir lassend, dem Jahrmarkt zueilte. Was der damals für mich und andere noch zu bedeuten hatte, davon kann sich ein heute Lebender sicherlich keine rechte Vorstellung machen. Wir erwarten nämlich nichts Geringeres als ein „blaues Wunder“. In langen Rügen fuhren hochgetürmte, schwer beladene Lastwagen mit den Biergespannen schwerer beladener Pferde der breiten Hauptstraße zu. Die Wagenführer in ihrer Originaltracht, mit reich bestickten blauen Fuhrleuteckeln waren uns meist alte liebe Bekannte, und sie hatten uns unserer Dienfertigkeit wegen in ihr Herz geschlossen, gleich den verkaufenden Landsteuern. Nun begann ein Leben, wie es sich am ersten mit einer Hafenstadt vergleichen ließ, nur daß die Schiffe durch hohe mit weissen Planen überdachte Güterwagen sonst seltener Größe vertreten waren. Sie nahmen ihre Aufstellung etwa wie in Kriegszeiten der Artillerie. Sie enthielten den ganzen Tribut Schwarzwälder Handfertigkeiten und sonstiger Industrieerzeugnisse. Unsere Jahrmarktsgroschen drückten zwar kaum die Venen oder Hosentaschen. Aber das Herz war geschwollen von der Freude des Wiedersehens all dieser Herrlichkeiten. Was heute in den Museen der Haupt- und Provinzstädte bewundert und verehrt wird, die sogenannte Volkskunst, sie war unter dieser Jahrmarktware als selbstverständlicher Gebrauchsartikel vertreten. Die Hornberger und Zell-Harmersbacher dekorierten Geschirre und Biergegenstände, die Schramberger Steingutindustrie mit ihren hübsch blau geschmückten Krügen und Gefäßen in allen erdenklichen Formen, die weitverzweigte Produktion der Schwarzwälder Hafner mit ihrem reichen, buntschattigen Gebrauchsgeschirr, wo jeder einzelne seine eigenen typischen Muster führt, boten herrliche Augenweide und lockten die Kauflust. Es ist kaum zu beschreiben, was alles hier in aus- gesprochenener Eigenheit zu Markte kam. Die Zinngießer mit schön geformtem Gebrauchsgeschirr aller Art, Weiswasserfischeln, Leuchter bis zu den größten für Kirchen und Haus, Biergegenstände mit Motiven aus der Tierwelt usw. Die Wachszieher mit reich verzierten Kerzen mit Aufsatzdecor von Blumen und dergleichen Wachsstücke in phantastischster Weise behandelt. Stände mit Rollen von Brokatseidenstoffen für Trachten, Mieder, Sauben. Eine Wunderwelt von seidenen ornamentierten Bändern für Kleiderbesatz und Schürzenbänder, eine Auslese selten schöner Art. Was die Strohflechtereien in Gebrauchs- und sonstigen Gegenständen aller Art in gefärbter Strohmustern leisteten und auf den Markt brachten, davon hat unsere Zeit kaum eine Ahnung, und wenig dürfte für Sammlungen übrig geblieben sein. Als Beispiele spezifischer Heimatkunst könnten sie gerade heute wieder vor- bildlich wirken.

Für Holzbildhauerei, in den verschiedensten Spielarten, hatte der Schwarzwald in seiner Gesamtheit eine anerkannte Domäne. Die Herrgottskühner mit Kreuzigungsgruppen, Hausaltären, Heiligenfiguren, Kreuzfixen, Spielsachen, besonders in Tiergestalten, überboten sich gegenseitig in ihren persönlich markanten Leistungen. Dergleichen die Dreher mit

ihren reizend schön geformten Spinnrädchen zierlichster Art, mit Einlagenverzierungen aus Zinn, Elfenbein und Perlmutter. Die Uhrenindustrie hatte damals einen Namen in der ganzen Welt, und diese konnte man bei dieser Gelegenheit in Spezialitäten phantastischster Gebilde bewundern, ebenso Musikinstrumente, Orgeln und Spieldosen mit musizierenden Figurengruppen, Böckeln u. dergl. Stark ins Kunstgebiet hinein spielten die Kleinplastiker der Bizenhaufener Tonindustrie, die damals noch bei den Hafnerarbeiten rangierten. Der Bizenhaufener Totentanz und sonst Originalziergruppen hatten in der ganzen Welt einen guten Namen. Einfache Tongebilde mit farbigen Glasuren originellster Art, von volkstümlichem, innerem Leben befeelt, in reizender Gruppierung zeigten pietätvoll stilistische Auswirkung. Nun zuletzt noch ein Stück echter Volkskunst: die Schwarzwälder Hinterglasmalerei. Sie brachte meine Knabenseele aus dem Gleichgewicht und verlegte mich in helle Begeisterung. Dieser stand ich als willkommener Helfer beim Aufhängen und Stellen am nächsten. Das Vertrauen, das ich dabei genoss, steigerte mein Interesse so gewaltig, daß mir Hunderte von Nickerinnerungen heute noch die Seele weiten. So ein Stand wirkte in seinem spiegelnden Glanz wie eine reiche Schatzkammer, wenigstens bei mir noch heute vollgültig. Die restliche Erbschaft dieser Volkskunst im besten Sinne ist in unserem Museum und solchen der Provinzsammlungen am ersten nachzuprüfen. Die mir bekannten Privatsammlungen sind ebenfalls treue Hüter all dieser Herrlichkeiten. Ihnen haben wir heute die reichsten Anregungen zu verdanken. Sie sind neu entstanden und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Daher auch heute diese kleine Rückschau.

Die Mitte des vergangenen Jahrhunderts kann schon als Verfallzeit angesprochen werden. Das war aus dem stets wiederkehrenden Motiv der in stillierten Rosen gehaltenen Umrahmungen festzustellen und aus der stark abnehmenden Nachfrage. Die schönsten Stücke, die zwar immer noch aus Marktreflexe mitgeführt wurden, vermochten die Anziehung und Kauflust nicht mehr zu heben. Nach einigen Jahren waren diese Herrlichkeiten und Wunderdinge idealsten Volksempfindens überhaupt vom Markte verschwunden. Es war mir noch möglich, eine kleine Auslese von einem Dutzend als schöne Erinnerung meiner Knabenjahre und als lieben Schmuck meines Altersheims zu sichern.

Pfarrer Rögele in Röttenbach widmete der Hinterglasmalerei in der Zeitschrift „Mein Heimatland“ zutreffende Worte. Er will sie dem Bauernhause erhalten wissen. In dem Gedanken, daß er lange Zeit gebraucht habe, bis er auf diese aufmerksam geworden, mag er sich der Gefolgschaft bewußt sein. Ich fühle dies letzten Endes noch vertiefter, weil ich ihr einst in hellster Begeisterung so nahe stand. Die Klage, daß profitgierige Händler die Schuld treffe, reut zu scharfem Nachdenken an. Denn es ist wohl allgemein bekannt, daß gerade bodenständige Schwarzwälder es gewesen sein sollen, die sich bei der Abschiebung der Heimatvolkskunst ihre Taschen zu füllen wußten. Ein ansehnlicher Teil ist durch rechtliche er- kanntes Allgemeininteresse noch in öffentliche Sammlungen



gekommen, wo sie in der Tat am besten hinpassen. Was in Privatsammlungen und Künstlerhände gekommen, hat un-  
gemein anregend zur Wiederaufnahme der Hinterglasmalerei  
beigetragen. Die Vielseitigkeit der Motive und die Verschie-  
denheit der technischen Behandlung, der Reiz intimer Ein-  
fachheit in Form und Farbenaebung wird natürlich durch eine  
umfangreiche Art von Vorbildern gefördert.

Gertrud Stamm-Bagemann (Karlsruhe) hat sich z. B. seit  
Jahren der Herstellung von Hinterglasmalereien angewendet  
und dürfte heute als eine der berufensten Künstlerinnen auf  
diesem Gebiete sein. Ihre augenblickliche Ausstellung im  
Karlsruher Kunstverein, in der neue Arbeiten mit alten Vor-  
bildern zu einer veraleichenden Kollektion vereinigt sind, ist  
getragen von wirklicher Vertiefung und reifem Können in der  
Beherrschung des Kompositionellen wie der geschlossenen Far-  
benreihe. Der Gedanke, Meister Hans Thomas Ansicht über  
den neu beschrittenen Weg einmal zu hören, führte zu einem  
Besuch, und dieser in der anerkennenden Freude zum ersten  
Verkauf. Es war ja auch der beste Schritt, sich an den Be-  
rufensten zu wenden, um das Vertrauen für das Neue oder  
alte Neue zu festigen. Hans Thoma hat in seiner nie ver-  
sagenden Hilfsfreude der genannten Künstlerin folgenden Ge-  
leitsbrief geschenkt:

„Gerne füge ich auf Wunsch der Frau Stamm-Bagemann  
eine kleine Befürwortung bei für Ihre Hinterglasmalerei —  
zur Erklärung dieser Technik, die kaum mehr ausgeübt wird.  
Diese Glasmalerei ist oder war eine handwerksmäßige Bauern-  
kunst, die in Bayern und auch im Schwarzwald gebräuchlich  
war. Die farbenschnellen Tafeln sahen sowohl in den braunen  
Holzwänden als auf weißgeputzten Mauern der Bauern-  
stube recht wie Schmuckstücke aus — sie wurden aber von dem  
Farbendrucke verdrängt und so ging der letzte Rest von wirk-  
licher Handmalerei im Volk und für das Volk verloren. —  
So häuerlich ungeschickt diese handgemalten Deckenbilder in  
ihrer farbenfrohen Symbolik auch waren, so ist doch zu be-  
dauern, daß diese Selbstbeteiligung des Volkes an der Kunst  
verloren gegangen ist. Jetzt versucht man die wenigen Reste,  
die noch erhalten sind, für Sammlungen zu erwerben. Mein  
spezielles Interesse an dieser Malerei kommt aber daher, daß  
ein Dufel von mir in Bernau solche Glasfensterstücke gemalt  
hat, und daß wohl diese Handwerkstradition daran Schuld  
haben könnte, daß ich Maler bin. So viel über die Technik  
dieser Malerei, die mit Oelfarbe hinter Glas ausgeführt  
wird. Daß Frau Stamm-Bagemann in dieser Malerei mit  
ihrem großen erfindungsreichen Talent die Technik wieder  
aufgenommen hat, freut mich sehr. Es kommt wohl die Zeit,  
wo das deutsche Volk so arm ist, daß es sich seine Kunst selber  
machen muß — zu seinem eigenen Vergnügen. Ich erlaube  
mir die verehrliche Leitung der ständigen Kunstausstellung in  
Baden-Baden zu bitten, diesen beim ersten Anblick wohl un-  
gewöhnlichen Glasmalereien freundliche Beachtung zu gewäh-  
ren, ich bin überzeugt, daß sie, einmal in der Ausstellung auf-  
gehängt, in ihrem und echten Sinne expressionistischer Art, viel  
Anerkennung finden werden.“

Wie Meister Thoma sich weiter mit seiner unvergleich-  
lichen Liebe und seinem regen Interesse mit farbetechnischen  
Problemen auf handwerklichem Kunstgebiete befaßte und Ge-  
danken über Farbenlehre, Harmonie, Anwendung und sonstige  
Lösungen auseinandersetzt, wird aus der nachstehenden Ver-  
öffentlichung seiner mir im vergangenen Jahre freundl. ge-  
widmeten Abhandlung erhellen.

Hans Thoma schrieb mir folgendes:

„Goethe hat einen Brief von Maler Runge in seine Far-  
benlehre aufgenommen, und wir dürfen denken, daß er den  
Brief nur aufgenommen hat, weil er ihm, dem größten Far-  
benforscher, wohlgefallen hat als das Zeugnis eines hochbe-  
deutenden Künstlers seiner Zeit. Die Idee des Briefes ist  
wie eine Erklärung der Farbenharmonie, die vom Licht durch-  
leuchtet ist, — die von der Schwere der Materie gleichsam los-  
gelöst ist und sich der Raumidee der Malerei anpaßt — ich  
möchte sagen, den Raum des Bildes mit durchsichtigem Lichte  
erfüllt. Nun wissen und erfahren wir, daß unsere Malmittel  
von materieller Art sind und wie schwer es ist, die Idee des  
lichtdurchflutenden Raumes mit unsern erdenischen Maler-  
farben zum Ausdruck zu bringen, die Lichtharmonie durch das  
ganze Bild zu verbreiten. Ein durchschimmerndes Licht, das  
hinter den Farben liegt, versuchen wir in der altbekannten  
Lasurenbildung in der Malerei — der hellweiße Grund gibt  
sein Licht der über ihn ausgebreiteten Farbe — und so kann  
man auch die Modellierung in Weiß und Schwarz legen; das  
hat seine technischen Schwierigkeiten, macht aber die Malerei  
zu einem vornehmen Handwerk. Vornehm ist nur, was zu  
einem hohen Zweck Schwierigkeiten bezwingen kann. So  
kommt es oft, daß die feinste Idee der Vorstellung an die  
aller schwierigste Handhabung zur Verwirklichung technischer Mit-  
tel sich anhängt. So scheint mir, um mich kurz zu fassen, die  
Glasmalerei es zu sein, die hinführt zu der Runge'schen Far-  
benidee der durchleuchteten Malerei, wo statt dem trüben  
weißen Licht das glänzende Tageslicht alle Farben harmonisch  
verbindet. Wir kennen ja die herrliche Wirkung der Glas-  
fenster, die als farbige Wände in die Dämmerstimmung

unserer Dome hineinleuchten wie eine Veröhnung zwischen  
Licht und Finsternis oder auch wie ein Kampf zwischen Licht  
und Dunkelheit, welche die Harmonie erzwingt. Nun hat  
unsere Zeit noch mancherlei andere Anforderungen, in denen  
auch die Glasmalerei neue Wege zu gehen versuchen kann.  
Wenn ich es im groben Umriß sagen darf, war in allen Zeiten  
und auch in den auf ihnen aufgebauten Traditionen die Macht  
der Farbenwirkung das, was vor allem erstrebt wurde. Die  
bunte Pracht des Materials nahm den Sinn des Künstlers  
gesangen, nun ist aber nicht nur Farbe, sondern auch Licht in  
all seiner Abwechslung, wie es aus der Finsternis hervor-  
wächst, ein Hauptelement aller Malerei, mit der der Maler die  
feierlichsten Wirkungen hervorbringen kann, und so kann auch  
ganz aus besonders die Glasmalerei ihr Gewicht auf die  
so schönen Zwischenstufen des grauen, perlmutterfarbigen Lich-  
tes verlegen, eines Lichtes, welches nicht von Farbenbuntheit  
zerissen zu werden braucht. Die arme Idee des den Raum  
durchflutenden Lichtes sucht somit Anschluß, um lebendig zu  
werden, an das härteste, sprödeste Material, wie ja oft in der  
Wirklichkeit zu einem guten Klange. Jede Kunst trägt wohl  
Bestrebungen in ihrem Wesen, die Mittel zu ihrem Hervor-  
bringen aufs höchste zu steigern — das führt wohl oft von  
der Aufgabe einer Kunst ab, denn sie führt dann gar leicht  
dazu, die Mittel als Zweck zur Schau zu tragen, statt daß die  
Seele sie beherrscht. Die schaffende Seele verliert gar leicht  
die Herrschaft über ihre Kunst, und der Gauß wird schon un-  
rast unsinnig in die Welt hinein. Wir Künstler müssen reiten  
können, denn je besser und kühner eine Kunst ist, desto mehr  
wird sie die Seele befriedigen — freilich gibt es kein Buch,  
aus dem man malen lernen kann, es gibt auch kein Reitbuch  
und die Beurteiler, die außerhalb der Reitbahn das Wort  
führen, können dem Reiter nicht viel sagen. Manche scheinen  
sich nur dafür zu interessieren, ob der und jener nicht abgewor-  
fen wird. Diese Erörterungen stelle ich an, nachdem ich über  
das Wesen der Glasmalerei, ihre Zaubermöglichkeiten und auch  
der Schwierigkeiten ihrer Handhabung näher unterrichtet war  
dadurch, weil Bilder ihrer Ursprung in meinem Sinne hatten,  
als Glasmalerei ausgeführt wurden und nachdem auch Hans  
Drinneberg im Anschluß daran in seiner Werkstätte meine  
Bilder nach Zeichnungen von mir herstellte. Da sah ich, daß  
es wohl möglich sein könnte, in Glasmaterial in möglichst freier  
Weise Bilder und Farbenharmonien in kaum noch geahnter  
Weise herzustellen. Ich habe deshalb Hans Drinneberg die  
Berechtigung zugesprochen, Glasgemälde nach Bildern von mir  
zu fertigen. Nur D. Runge in Goethes Farbenlehre hatte  
dies geahnt, — wenn er auch die Glasmalerei nicht genannt  
hat, — sie ist doch das Material, welches seiner großartigen  
Farbentheorie Realität geben könnte. So kam es, daß in der  
Idee sich der Runge'sche Farbenbrief an Goethe mit einer  
idealen Glasmalerei in mir verbunden hat. Dazu das Ziel  
zu erreichen, gehört aber der heilige Ernst des Künstlers und  
die harte, nicht ermüdende Tatkraft des Handwerkers zusam-  
men. Es muß das Parte mit dem Harten sich verbinden zum  
guten Klange.

Deutschlands Seele hat schon öfters Zeiten gehabt, in  
denen sie bis in ihre tiefsten Falten aufgerissen war, — das  
waren immer die Zeiten des in Tränenjärens, so ist auch unsere  
Zeit eine des Säens, und wenn wir auch viel Hoffnung mit  
der Saat unter den Boden bringen müssen, der Hoffungsstern  
bleibt in der Höhe, er wird sein Deutschland durch die Zeiten  
führen, in ungeahnter Weise. Gott verläßt die Deutschen nicht.  
Er weiß die Wege, die er sie zu führen hat, auch wenn wir sie  
mit unserem Verstande nicht finden. So hat er auch auf dem  
dunkeln Lebensweg dem Menschen das schönste Spielzeug, die  
Betätigung an der Kunst, den höchsten Schaffenstrieb mit-  
gegeben. „Die Kunst hat du, o Mensch, allein.“ so könnte man  
schier in Versuchung kommen, es wäre der Erdenwurm Mensch  
nur seiner Freude an der Kunst wegen ins Leben gerufen  
worden. Wenn wir nun das harte, spröde Glas dazu zwingen,  
daß es die weichsten Reaktionen unserer Seele kundtun muß,  
so stärkt das auch unser Vertrauen auf die Leistungen unserer  
Arbeitskraft. Je schwerer wir, d. h. unsere geistige Idee, mit  
dem Material ringen muß, desto höher kann die Befriedigung  
sein — die Kunst ist der Sieg der Seele über die Materie —  
das ist keine Behauptung, es verkündigt's uns jeder Dom,  
jeder Bau, der sich auf Ordnung gründet. Die Werke unserer  
Musiker sind von diesem Siegesgefühl getragen, in diesem Ge-  
fühl darf auch die Malerei schaffen und alle Künste. Man  
halte mir solche Hinweise auf alte Künste und schöne Hand-  
werke zu gut, ich möchte sie gerne zu neuen Künsten umgestal-  
ten für unsere Zukunft, zu neuen erfreulichen Spielen. Es  
ist halt so, daß alte schaffende Leute gerne auf eine vorbeihene  
Zukunft hinweisen, auf schönere Länder, wenn sie fühlen, daß  
es nicht mehr reicht, für sie dieselben zu verlangen. Diese  
Alten, Abreisenden rufen den Zurückbleibenden noch gerne ein  
Lebewohl zu: Ihr werdet noch schöne Gegenden und Zustände  
auf der weiten Erde finden, nur dürft Ihr Euch das eifrige  
Suchen nicht verdrießen lassen. Wenn man etwas sucht, so  
liegt es oft ganz wo anders, als wo man es vermutet. Das  
erfährt der Einzelne, aber auch die ganze Menschenherde sucht  
und irrt hin und her.“



## Rudolf K. Goldschmit / Gerhart Hauptmann als Epiker.

„Anna“, ein ländliches Liebesgedicht.

Im November dieses Jahres wird Gerhart Hauptmann 60 Jahre alt. Und heute, ein Jahr zuvor, beginnt man bereits mit den Vorbereitungen. Es werden in Breslau und Berlin und in anderen Städten große Feiern veranstaltet, Festauschüsse sind schon gewählt, und zu den bisherigen Ehren werden neue auf Hauptmann gehäuft werden. Das, was sich jüngst bei der Wiener und Prager Reise des Dichters fast sensationell ausdrückte, wird dann noch stärker sichtbar werden. Gerhart Hauptmann gilt heute als die stärkste dichterische Kraft unseres Volkes. Weder Stefan George noch Thomas Mann vermochten sich im literarischen Urteil der Öffentlichkeit so energisch durchzusetzen, und wenn das Ausland heute von deutscher Dichtung der Gegenwart spricht, dann denkt es als bedeutendsten Repräsentanten zunächst an den Nobelpreissträger Gerhart Hauptmann. Und es spricht sich nicht gegen Hauptmann, daß man heute kaum in einen Kreis von Literaten und Schriftstellern oder auch Dichtern kommen kann, ohne daß nicht über Hauptmann aus kaum verbülltem Munde geschimpft wird. Die Schätzung, die Hauptmann in der breiten Öffentlichkeit genießt, ist um so merkwürdiger und seltsamer, als doch Hauptmann seit immerhin einem Jahrzehnt mit allen neuen Werken enttäuscht hat. Er wirkt in der öffentlichen Welt überhaupt nicht durch bestimmte Einzelwerke, sondern durch die Gesamtpsychoanalyse seines dichterischen Schaffens. Ein solcher Fall war bisher wohl kaum in unserer Literatur zum Geschehnis geworden. Sein 60. Geburtstag wird Gelegenheit geben, einmal diesen merkwürdigen Fäden nachzuspinnen. Auch die skeptischen Beurteiler werden dann dem Dichter zugehören, daß er in der Kunst, Menschencharaktere und Schicksale lebendig zu machen und diese in ihrer Atmosphäre zu verwurzeln, niemand neben sich hat. Hauptmann ist heute der reichste, fast verschwendungstüchtige Mensch unserer Zeit. Was heute an Hauptmanns Alterswerken verstimmt, ist seine Müdigkeit der Phantasie und die Lässigkeit seiner sprachlichen Gestaltung.

Man wußte schon in den Kreisen der Freunde des Dichters seit Jahren, daß Hauptmann an Werken schreibe, die stärker biographische Dokumente seien als alle früheren Werke des Dichters. Aus einem dieser Werke hat Hauptmann auf seiner literarischen Fahrt vorgelesen: es ist ein moderner „Eulenspiegel“, der als symbolischer Vertreter des deutschen Volkes als Repräsentant der deutschen Seele deren tragische Schicksale durchlebt und Ausblicke eröffnet soll auf die Zukunft des schwergeprüften deutschen Volkes. Deutschland als Hamlet, Deutschland als Eulenspiegel! Einige Freunde, die das Werk kennen, wissen nicht genug Ruhmens davon zu machen, und man darf schon auf das Buch gespannt sein. Das andere „Autobiographische“ Werk ist jetzt bei S. Fischer in Berlin, der ja alle Werke des Dichters verlegt, erschienen: „Anna“, ein ländliches Gedicht in Hexametern. Als Goethe sein Epos „Hermann und Dorothea“ schrieb, fragten schon damals zweifelnde Köpfe, ob unsere Sprache überhaupt dem Hexameter sich beugte, und viele verneinten es. Aber wenn man durch das Ergebnis des Dichters eines Besseren belehrt wurde, dann wollen wir nicht vergessen: ein Deutsch, das durch Klopstocks Sprachgefühl und Bildnerkraft vorbereitet war, konnte sich dem fremden Versmaß beugen. Ein Deutsch von 1921, das hinter sich auf der einen Seite Hölderlin, George und Nietzsche, auf der anderen Seite den dichterischen Naturalismus hat, wird sich nicht mehr dem idyllischen Versmaß unterwerfen. Wir haben in unser lebendiges Deutsch eine solche Fülle von Bildern und Sprachwerten, eine Energie des Ausdrucks, eine Nervosität des Gefühls einbezogen, daß der Hexameter immer als Fremdwort empfunden wird. Das zeigte sich schon im Vorjahr, als Thomas Mann seine Idylle „Gesang und Kindchen“ veröffentlichte; das wird schroff auch von Gerhart Hauptmanns Liebesgedicht empfunden. In 24 Gesängen schildert Hauptmann das sommerliche oder vielmehr pfingstliche Abenteuer eines Landwirtschaftsstudenten auf dem Gute seines Onkels. Hauptmann will mit der großen, reifen Kunst des Ein- und Nachfühlers seine Menschen vor uns hinstellen. Aber was im Drama und Prosaroman auch stilistisch sicher wirkt, blendet grell im Hexameter. Er führt seine Menschen mit Vor- und Zunamen ein, aber solche häßliche Geburtschein-Attribute wirken oft unfreiwillig komisch. „Der Herr Oberamtmann Gustav Schwarzkopf“ macht sich im Ständebuchreiter aut, im Hexameter schlecht aus. Hauptmann gibt ein Alltagsdeutsch von 1921, das eben zur Dichtung doch zu arohe Distanz hält. „Schwiegermama“ oder „mit dem Druck der Autorität (!) seines Vaters“ sind nur willkürlich aus der Fülle der Banalität geartete Beispiele. Das Veriaagen der sprachschöpferischen Kraft Hauptmanns zeigt sich in dieser Idylle betrüblich deutlich. Wenn man nach überwundenem Widerstreben sich

über die Mängel und Allfälligkeiten der Sprache in die späteren Gesänge hinübergelassen hat, wird man doch gefesselt, stofflich gepackt und bis zum Abbruch der tragischen Idylle in einer uns auch menschlich anzureisenden Atmosphäre gehalten. Also liegt diese Fähigkeit Hauptmanns, zu fesseln, außerhalb der sprachlichen Erlebnisreise. Der Dichter verbirgt nicht, daß er diese Dichtung als Niederstlaß eines persönlichen Erlebnisses darstellt. Das Heilbad Salzborn, das im Epos die Heimat des Helben ist, ist natürlich Salzbrunn, des Dichters Geburtsort, und das Wirtshaus „zum Greifen“ ist der Gasthof „zur Krone“, in dem Hauptmann geboren. So unverdeckt enthüllen sich auch die Erlebnisse des Dichters, der früher selbst Wirtschaftseleve auf einem Gute war, Kunstschüler in Breslau und in pietistische Kreise verstrickt war. Wie dieser Lutz Holtzmann wird er also eines Tages auf das Gut seines Onkels zu Besuch gekommen sein und sich dort in ein junges Mädchen, die Clewin Anna Wendland verliebt haben. Und dann hat er wohl diese psychologisch so verwickelten Vorgänge als Schicksal empfunden. Das Mädchen scheint ihm rein und gutta und vollkommen, wie nur ihre Schönheit und ihr Stolz. Und es ist ihm unbegreiflich, daß seine Verwandten sie für eine Sündlerin halten, die gebessert werden müsse. Er empfindet es als Schändlichkeit des Schicksals, daß Anna von ihrem bigotten Vater an einen pietistischen Missionar verknuppelt wird wie eine rostige schmucke Seelenstaur, und daß Anna nicht wagt, sich zu entscheiden, ja nach kurzem Kampf sich ergibt, nachdem sie sich reich noch eine Nacht an einen von ihr sicher nicht geliebten Onkel des Helben verschrenkt hat. Warum? Um der Ehe mit dem Missionar zu entfliehen? Um sich als Sünderin dessen unwürdig zu zeigen und so doch zu ihrem Lutz zu kommen? Oder aus dunkler Gewalt des Triebes? Aus Wirtnis der Seele? Hauptmann gibt keine Antwort. Und das ist neben den sprachlichen Unzulänglichkeiten der bedeutendste Mangel in dieser Dichtung. Ein so unklar hingehauchter, komplizierter, dunkel wirkender Charakter wie diese Anna ist in einer idyllischen Dichtung an gefährlichem Platze. Die Idylle faßt eben nur einfache Menschen, Schicksale ohne Verschlingungen und Verästelungen. Daß diese Anna uns doch menschlich nahe geht, darin zeigt sich freilich des Dichters Kunst. Er weiß mit fast kindlicher Hingabe sich in die Atmosphäre dieser ländlichen Welt zu versenken und sie uns in allen ihren Beziehungen auf die Kräfte der Religion, der Sitte, des Naturerlebens und der Erotik nahe zu bringen, daß auch die unscharf gezeichneten Menschen innerhalb solcher Atmosphäre für uns mit jenem Hauch von Güte und menschlichen Mitfühlers umkleidet werden, die ja immer die besten Merkmale der Künstlerschaft Hauptmanns waren. Und so wächst uns das Schicksal dieser Clewin Anna ans Herz, obwohl es uns eigentlich nur erhellte und beleuchtet wird in der Epicaelung der Erlebnisse des Helben, der aus größerer Berechtigung dem Epos seinen Namen geben mußte. Die Kraft des eigenen Erlebnisses gibt der Erzählung eine betonte Note persönlichen Anteils: eine Orientierung, also von Beginn eigentlich zur kurzen Dauer einer Ferienzeit verurteilt und mit der ganzen Schwere von Entsauna, Verzicht und Verganlichkeit jedes zum frühen Ende bestimmten Erlebnisses belastet. Die müde Weiterkeit eines gutta verlebenden Greises klinkt in diesen Gesängen, die mit einem Wechsel von Behutsamkeit und Nervosität und deshalb nicht in sich geschlossen geformt sind.

Wie wenig freilich Hauptmanns Sprach- und Gestaltungs-kraft stilistisch einer hexametrischen Idylle gewachsen ist, empfinden wir gerade in der Spannung einzelner Szenen. Es ist ein völliges Aufgeben aller Bedingtheiten der Idylle, wenn mit Ruspiken des Dialoges, künstlichen Verzögerungen blitschnelles Enthüllen der mit Spannung erwarteten Lösung diese Stimmung im Leser erzeugt wird, weil all das Merkmale des dramatischen Stiles sind. Hauptmann will heute an die Stelle der schlecht gefühlten Natur die Weisheit setzen: er liest die antiken Schriftsteller, was sich in vielen überflüssigen mythologischen Anspielungen zeigt. Aber diese höchst überflüssige Beschäftigung mit der griechischen Kultur wird einem so zur Anlehnung und Nachfühlung verpflichteten Künstler wie Hauptmann gefährlich. Die Bildungserlebnisse reifer Mannesjahre spielen ihm einen Streich und lassen eine seelisch sehr angespannte und menschlich in allen Formen des Erlebnisses erareisende Liebesepiöde in ein Sprachgewand zwingen, das schon Goethe nicht ohne Gefühl einer Maste getragen hat und das erst recht einen so naturverbundenen Dichter wie Gerhart Hauptmann schlecht kleiden muß. Diese Idylle „Anna“ gehört sicher nicht zu den schwächsten Werken des Dichters. Aber um so stärker wird das Bedauern sein, daß ein tief gefühltes, menschlich erareisendes Erlebnis eine sprachliche Formulierung fand, die überall die Merkmale des Ungereiften, flüchtige Gestalteten trägt.



## Erlebnisse des Orgelbauers Georg Gladki in Baden-Baden im Jahre 1796.

Die Leser der Michaldener Dorfchronik (Karl Doll, Aus einer alten schwäbischen Dorfchronik, I, Pyramide Nr. 48 S. 387) mag es interessieren, aus der in merkwürdiger Weise überlieferten Niederschrift eines Badener Bürgers zu ersehen, wie auch die badische Bevölkerung unter den Kriegsnöten des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts schwer gelitten hat.

Im Jahre 1796, dem vorletzten des ersten Koalitionskriegs gegen Frankreich, war die Kriegslage in Baden folgende:

Die französische Rhein- und Moselarmee unter Moreau hatte im Juni 1796 am Oberrhein die Offensive gegen Oesterreich ergriffen und gegen Mannheim und Hüningen operiert, dann aber in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni den Rhein bei Straßburg-Kehl überschritten, die schwäbischen Kreisruppen geworfen und Kehl besetzt. Am 27. und 28. Juni wurden weitere Korps der Verbündeten bei Offenburg und Renschen geschlagen und am 2. Juli durch die Erstürmung der Schwedenschanze der Weg über den Rheinis geöffnet.

Am 4. Juli stand der französische linke Flügel und die Reserve bei Risseheim und Haueneberstein, eine Division (der Vorirab unter Lecourbe) rückte nach Baden, um von hier über Gernsbach die linke Flanke der Oesterreicher zu gewinnen. (Guido Schreiber, Bilder des deutschen Wehrstandes, Karlsruhe, 1851.) An der Mura kam es dann am 5. Juli zu einem weiteren, für die Franzosen siegreichen Gefecht.

Von diesen schlimmen Tagen erzählt unser Dokument, das auf eigenartige Weise erhalten geblieben ist. Der Erbauer der Orgel in der „Spitalkirche“ (heute altkatholische Kirche) in Baden-Baden, Georg Gladki, hat seine Erlebnisse von 1796 aufgeschrieben und das Schriftstück auf einem Brett dieser Orgel befestigt. Dort fand es sich bei einer Reparatur der Orgel im Jahre 1874 noch unverletzt und wurde 1913 samt Brett den Stadtgeschichtlichen Sammlungen Baden-Baden übergeben. Die Handschrift, kräftige Schriftzüge auf stark veräultertem Papier, ist auf ein etwa 40 Zentimeter im Geviert messendes Brett der alten Orgel aufgeklebt, welches außer dem folgenden mit 1 bis 1 1/2 Zentimeter großen altertümlichen Lettern gedruckte Namen und handschriftliche Daten aufweist:

Georg Gladki, geb. 1793, den 5. May, aest. d. 9. Aug. 1808.  
Barbara Gladki Frau, geb. 18. II. 1790, gest. den 1. Sept. anno 1791.

Francisca Gladki Tochter, geb. 25. X. 1754, aest. den 21. May 1800.

Joseph Gladki Sohn, geb. 28. III. 1756, gest. 24. Juli 1797.

Ferner die mit Bleistift geschriebenen Vermerke:

„Rep. anno 1824.“

„Rep. anno 1838 und der Blasbalg verfest.“

„Diese Orgel wurde reparirt im Januar und Februar 1861 durch Herrn Orgelbauer Voit von Durlach, und Gehilf Andreas Wilhelm Gehrig aus Waldbörn. Alles zur größeren Ere Gottes.“

Die Handschrift selbst lautet wie folgt:

Zu Grefere Ehre Gottes und Marie hab ich dieses Orgelwerk in Korath gemacht. Ich Geörg Gladky Buraer und Orgelmacher in Baden Baden, weni ich keine bestellte arbeit hatte. In der trübseligste Zeit da der Kried mit Frankosen war, Erstunde Große teieruna, Krancheiten, Viehsiecht, Viele Tausend allerhand Nasion Kriedsvoll war am Reinstrom, Im Jahr 1796 kamen die Frankosen nach Bada Baden, da waren wir Bürger stark Geblündert, mich traff das Unalud Selben nachmittag, da ich schon Einmahl geblündert war kommen noch die Cräften und behandelten mich So, daß ich vor Gott in Warheit sagen kan, Todds Menagten ausgestanden hab, Weni man mit Packneien gegen mich gestochen, mich auch in mein linden Drlevel blutlich gestochen, fest gehalten, auf dem Boden in Meiner stube Gesezt, mein Goldene Saack-Uhr, und ziemlich

Viel aest, mir Gewaltthätiger weis genohmen, wie auch Von meiner Tochter beste Kleidung und andere stück, die ihnen andändich gewesen das übrige in mein Haus allek ausvisfitteret, die stuben Kammerthür Ein Gestochen (wie auch hauktühr:) Großen schrecken stunde ich damahls auß im meine stten Nahre, und auch meine Tochter. Ich zitterte an meinem Ganzen Leib Vor schreden Selben nachmittag wie man mich um das Gelt gepladt, und wan ich dem himmel Erkauffen kunt, kente nicht sagen wie Viele Perionnen damahl über mich waren, auch mein Tochter nicht. Der Schreden war So Gros, der in Mein Leib Ein Gedrunge, daß ich Großen Schmerken in meine bende Knie bekommen, Von Welchen mir der berühmte Doctor exelena und Soffrath Herr Joseph Krapf abachoffen -- Ich Gott. Da war Erschreckliche zeit, das ich dieselbe ohne weinenden Augen nicht beschreiben kan. Nur Etwaß weniger da Von zu Weiden, Unsere Gude katholische Religion leidet Noth, in Frankreich hat man sie Ganz Verbannet und abgeschafft, daß Frankeische Volk war so Rügenloß, aukaeerth, Verblendt, das sie ihren Gott Vergaßen, und seinen nicht Erkennen Volten. Und Eine Göttin in der Kirche aufgestellt, die gemeine leith Vernachlässigten die Bearbeitung der Erde und Nieß aller Mangel und Miß Veranüaen Ein und Große Noth, da sie aber nichts hatten Plünderten sie schleier und Reiche auß zu Rauben, und zu Ermorden, ihren obriakeiten Saaten sie allen Gehoriam ab, und keine abgaben zu Geben, und wolten in die Ordnung Unseres Schöpfers Verwirrung bringen die Werk ewiger Verfehuna zu Grunae Richten, Nach ihren Eigen Sinn leben, Gleichheit und Fretheit wolten. Ja was noch mehr ihr Gekrundes haupt den Könia und seine Gemahlin ipettisch, Schändlich und Ver Reichlich mißhandelt. Von ihren Thron gestürzt, Ja — ums Leben Gebracht durch Gewike Maschin, Guillotin genannt, Kopf abgeschlagen, nichts von seiner Familie haben wolten, alß dan die Manns, wie auch Weibs Klöster Wahren Versteuch, und Vertrüben, Klosterfrauen Geisendet, wie auch Viele andere Weibs Personon gewaltthätiger weis aeshendet unzuht getrüben daß ich wegen der Ehrbarkeit sie nicht alles beschreiben und dem Finger auf meinem Mund legen muß, wakh ich noch meres Erfahren. Sehr Viele Geistliche /: die ich auch selbst gekenet habe /: ums Leben gebracht durch oben gemelte Maschin und Viele andere leith die nicht nach dem Willen der Na'ion nicht nach leben wolten. Wie ich Vernehmen bey achtzichantend Menschen Kopf abgeschlagen, die Kirchen aufgeraubet zu Magasinhäcker gemacht, Kruzifixen und Kirchen Sachen Verbroschen, Verderbet, ja spätsich Verbrenet, alle Erdenaliche bosheiten ausgeübt Monathe abae Gendert, Sontäg abachafft im Jahr 1773 vor Vor lun (Fort Louis) bombardirt mir Bürger haben schanken miken, im Jahr 1796 war Kehl besaert Da hat man widerum schanken miken, mich hat Es so Viel Gulden gekost weil ich wegen mein alter andern mann hab stellen miken, man hat auch Seegen, haren, schauken, arte daß gewer Weaen Vor Posten heraben miken, unre statt Baden hat den Frankosen Etliche hundert schuh und stifel missen machen lassen, und mir Buraer jeder 2 auch 3 hemter ihnen anschaffen. 1801 den 9. Februar ist Kried Gemacht worden da schon gegen 11 Jahre der Kried gedauret hat.“

Am 27. November 1796 schrieb der Markgraf Karl Friedrich an den Fürsten Franz von Dessau: „Mein armes Land, besonders das Oberland, hat in diesem Feldzug außerst viel von den Franzosen gelitten.“ (Hofmann, Quellenbuch zur badischen Geschichte, 1913.) Dies ist man die vorstehende Schilderung des Badener Orgelbauers Gladki, die von andern Ueberlieferungen bestätigt und fast noch überboten wird, so kann man dieses Urteil des vortrefflichen Landesfürsten nur als ein maßvolles bezeichnen.

## Heinrich Langenbach / Bilder aus Alt-Gernsbach.

Die Sage berichtet, daß in uralter Zeit, als das Christentum nur spärlich Wurzeln schlug, als noch mächtige Eichbäume ihre weitschattigen Nester ausbreiteten, als noch die Mura keine schnurrenden Sägemühlen trieb und keine Holzflöße zu Tale pollerten, im finstern Klingel, just wo heute die Klingel-Kapelle steht, eine heidnische Wahrsagerin ihr Domizil aufgeschlagen hatte. Sie genoh bei den Umwohnenden Achtung und Ehren, denen sie gerne Rat und Hilfe gewährte.

Als jedoch das Christentum sich immer mehr ausbreitete, mußte auch die Heidin vom finstern Klingel weichen; und fluchend zog sie sich an das Gestade des Herrenwießer Sees zurück. Die nun verlassene Stätte bezog ein frommer Klausner, erstellte ein Kreuz aus Eichenholz und baute die Hütte der Heidin zur Kapelle aus.

Die älteste Klingelgeschichte berichtet: „Eberstein besitzt unten im Tale, allernächst der Mura und dem Weg, eine kleine Kapelle — Klingel geheizen. Dabei steht eine alte Behaufuna, in der schon seit Menschenedenken eine ehrwürdige Klausnerin wohnt. Ihr Geschäft ist es, früh morgens die Kapelle zu öffnen, taagsüber die Kerze brennend zu halten und abends abzuschließen. Der Klingel wurde von einem Grafen von Eberstein erbaut. Damals soll um Eberstein und Gernsbach ein großes Gemürr gehaut haben. Ein Mönch soll den Grafen beraten haben, eine Kapelle, der Mutter Gottes zu Ehren, zu erstellen. Das geschah auch. Sichere Quellen sagen, daß die Einwohner von Gernsbach und vom Schloß „Haudreichung und Hilfe darboten.“ Bald darnach verschwand das Ungeheuer aus der Gegend für immer.“



„Es haben die alten Grafen von Eberstein und ihre Weiber viel da gebetet, manche fromme Schenkung gemacht und ist nur „zu unserer Frau zur Eiche genannt worden.“ Man schnitt ein Marienbild in den Baum und hieß es später erst Klingel. So im Jahre 1490. Um 1630 war das Klingelhäuschen von einem Georg Kuchl bewohnt. Er mußte für die Herren Grafen die Frohndzettel austragen. Dafür erhielt er die Baute zugewiesen. Jedoch 10 Jahre später wird sie nimmer erwähnt; sie ist zusammengefallen und nie mehr aufgebaut worden. Die Holzkapelle überdauerte all die schicksalsreichen Jahrhunderte, bis 1852 Großherzog Leopold das jesuige schmutzige Kirchlein erstellen ließ. In diesem ist der morische Eichstumpf hinter dem Altar noch einziger Zeuge alter Tage.

Sage und Geschichte aus dem finstern Klingel übermittelte uns die ersten Anhaltspunkte über Gernsbach. Mit Bestimmtheit darf angenommen werden, daß jene Klingelfrau in nächster Nähe der Hütten armer Waldmännchen gewohnt haben muß. Es müssen Leibeigene der alten Waugrafen auf Ebersteinburg gewesen sein — denn Klöster fanden sich keine im Tale vor.

Eine sponerische Urkunde vom Jahre 1046 erwähnt Gernsbach wohl am ehesten. Diese Jahreszahl muß aber sehr vorsichtig behandelt werden; handelt es sich doch um eine anno 1500 gefertigte Abschrift.

Sicheres bietet uns eine ebersteinische Urkunde vom Jahre 1219. Es ist der Teilungsbrief der beiden Ebersteiner Otto I. und Eberhard IV., damals noch auf Ebersteinburg wohnend, und sagt: „Gernspach das Dorf mit allen kirchlichen und weltlichen Rechten und deren Zutaten ist Otto I. zu eigen.“ Schloß Eberstein findet keine Erwähnung. 1248 trennt sich „das Kirch- und Marktdorf Gernspach“ von der ältesten Murgatalspfarrei Rothensels und bildet eine eigene Pfarre unter dem nicht immer weiterfesten Schutze der Ebersteiner.

Otto I., „Herr zu dem Neuen Eberstein“, befreite 1272 mit Zustimmung seiner Söhne Otto und Wolfram das Kloster Herrenalb von allen Abgaben „in der Stadt Gernspach“. (Die Erbauung von Schloß Eberstein geschah also zwischen 1219 und 1272.)

Genauer über die Verleihung des Stadtrechtes ist nicht zu finden. Nur wenig ist die Annahme verbreitet, daß Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen Gernsbach zur Stadt erhob. Dies wäre am glaubwürdigsten. Als Vöner der Ebersteiner verließ er der ebersteinischen Besitzung Gochsheim im Kraichgau um 1220 Stadtrechte. Somit ist es naheliegend, daß er auch den Hauptort der Grafschaft Otos, seines Güntlings, zur Stadt erhob. Demnach hätte das heutige Gernsbach eine rund 700-jährige Stadtgeschichte. Aus jener Zeit stammt auch die heute noch, leider wenig beachtete Umfassungsmauer, der idyllische Storchenturm und die Feuertreppen innerhalb der Stadt. Ihr wurde auch das Recht angeblich, das Weagels am Tor zu erheben: 4 Heller für einen bespannten Wagen, 2 Heller für einen Karren.

Nach entwickelte sich das junge Städtchen. 1397 beherbergte es zwei Bäte (einen badischen und einen ebersteinischen), einen Pfarrei, einige Kaplanen, Mesner und Amtsknechte. 1560: zwei Gerichtsbömmänner, einen Stadtschreiber, einen Schulmeister, den Rat der Stadt, Stadtknechte, Wächter, Torwarte, Schützen und Hirten.

Das älteste Gernsbacher Adelsgeschlecht waren ebersteinische Ministerale — die Schenken von Gernspach, erstmals 1207 erwähnt; Bertoldus pincerna, Cunrad dapifer sind testes, als Eberhardus dominus de Eberstein den Vertrag seines Dorfes Rastede mit dem Kloster Herrenalb über die Wiederherstellung der Kirche genehmigt. (3. D. I.)

1245. Arnoldus et Cunradus, pincernae de Gernspach siegeln die Schenkung Otto I., daß die Marxzeller Mühle dem Frauenalber Kloster zu eigen gehöre.

1255. Arnoldus et Cunradus, pincernae de Gernspach siegeln den Verkauf der Burbacher Mühle an Frauenalber. (Frauenalber Saalbuch.)

1260 ist dies Schenkengeschlecht bereits ausgestorben. Wir lesen: Arnoldus pincerna seligen Gedächtnisses hatte 11 Hufen Ackerland bei Gernsbach zu Lehen. Diese fallen heim; Otto I. schenkt sie dem Kloster Herrenalb. (Krieg v. H.) An seine Stelle treten die ersten Bäte. Im Untertanenerhältnis rangieren sie zwischen leibeigenen Bürgern und niederm Adel. 1266 war Vogt Heinrich Schürbrand dabei, als das Feld im Däherbachtal vergabt wurde. Derzeitig war Gernsbach der Sitz ebersteinischer Notare. Sie besaßen im nahen Staufenberg ausgedehnte Weinberge.

Gericht und Rat treffen wir in Gernsbach an, wie in jeder andern mittelalterlichen Stadt. Ersteres bestand aus 12 Gerichtsleuten, die sich einen Richter an die Spitze wählten. Der Rat setzte sich aus dem Bürgermeister und den 12 Ratsherren zusammen. Dazu kam noch der Vogt von Eberstein, ab 1387 — nach der unglückseligen Verpfändung Ebersteins durch Wolf an den Markgrafen von Baden — der badische Vogt, neben ersterem amtierend. Ein Todesurteil konnte nur dann rechtsgültig sein, wenn der Vogt zu Gericht

saß. „Wenn der Graf seinen Vogt sandte, Recht zu sprechen für Eberstein, so sprach ers nicht in der Stadt, weil diese sponerisches Lehen war, sondern er ging aus der Stadt in einen Hof (Ortsteil „Hof“), der der Herrschaft Eberstein eigen war, und da sprach er Recht.“ Vom 15. Jahrhundert an ward der Mittwoch zum ständigen Gerichtstag eingerichtet, während vor dem nur von Fall zu Fall Gericht abgehalten wurde. Ab 1411 wählten die 6 badischen Gerichtsleute einen ebersteinischen Obmann, die 6 aus dem Ebersteinischen einen badischen. Zum Gernsbacher Gericht zählten Staufenberg, Scheuern, Obertsrot, Lautenbach, Selpertsau, Weisenbach, Au und Reichental.

Das Marktrecht war wohl eines der ersten Sonderrechte des alten Gernsbach. Es bestand schon vor 1219. Mit diesem wuchs auch des Ortes Bedeutung. Wer es verließen, ist unermittelt. Man nimmt an, daß es die auf Ebersteinburg sesshaft gewordenen Waugrafen waren, die für Gernsbach solches Vorrecht erblickten. So unwichtig uns heute die Märkte scheinen mögen, so notwendig waren sie ehemals. Einmal waren die Kaufläden und Werkstätten nicht derart eingerichtet, daß die Waren auffallend hätten ausgeleert werden können; dazu lag das Geschäftshaus abseits vom Verkehr. Und endlich war's dem Bauern streng verboten, seine Erzeugnisse wo anders feilzubieten als auf dem Markte. Ein Aufkaufen auf dem Lande seitens der Stadtleute galt als Wucher. Eine heute noch vorhandene „Markt-Ordnung der Stadt Gernspach“ vom Jahre 1535 erzählt uns, daß die Marktsabne den Beginn des Marktes vom Kornhaus herab ansaate, daß der Büttel Maß und Gewichte am Markttage kontrollierte, und daß „zu Gernspach fürderhin an den Montagen Wochenmarkt zu halten sei, wenn von alters her.“

An Waren wurden feilgeboten: Tuch, Seide, Spezereien, Geschirr, Kübel, Fische, Vieh, Seife, Wachs, Unschlitt, Schmeer, Leder, Korn und Lebensmittel aller Art.

Die Verkäufer arruppierten sich mit ihren sieben Sachen zumeist um den Marktbrunnen, der auch die Woche über Mittelpunkt allerlei Sautierungen blieb.

Vom Jahre 1540 ist uns eine Brunnenordnung, „die pronnen belagende“, erhalten geblieben. Sie vermag uns ein prächtiges Kleinstadtbild wiederzugeben:

Es soll niemand wüste Kübel, ander Geschirr und Ding, damit die Brunnen können verunreinigt werden, an die Brunnen oder auf die Tröge stellen. Desgleichen soll auch niemand kein Kraut auf den Brunnenrögen waschen. Auch darf an, um oder auf dem Brunnen nicht gewaschen werden. Den Metzgern ist's verboten, Schweinsgedärm und andre unreine Dinge beim Brunnen auszunehmen und zu waschen. —

Die Lage an der Mura und an zwei wasserreichen Bächen — Waldlach und Raalbach — war günstige Voraussetzung für gewerbsreiche Betätigung im Städtchen. An der Mura lagen von alters her zwei Mahlmühlen: die hintere oder Boanmühle und die vordere oder Brückenmühle. Ihre inneren Einrichtungen bestanden in 3—4 Mahlgängen. Eine Del- und Gerstenkämpfe mit einer Walze zur Hans- und Kladzverarbeitung, eine Lohmühle und ein Hammerwerk zur Herstellung von Ackergerätschaften vervollständigten die „industriellen Anlagen“ an der Mura.

Die meisten Lohmühlen trieb der Waldlach — deren sieben. Am Raalbach lag eine Hanfreibe und eine Delmühle, mit einer Lohmühle verbunden.

Zu den interessantesten Sautierungen zählte die noch 1805 bestandene Leimstiederei. Sie war immer stark in Anspruch genommen und lieferte, konkurrenzfrei, Schreinerleim im Umkreis von 10 Meilen. Ueber die Leimbereitung berichtet Jägermeister: Man bedient sich hierzu der Flechsen oder Schennen, Füße, Hörner und Klauen der Tiere, des Abfalls von rot- und weißgegerbtem Leder sowie auch des Abfalls von Pergament. Alle zur Bereitung des Leimes tauglichen Substanzen werden 24 Stunden in fließendem Wasser eingeweicht, die Lederabfälle 16—24 Stunden, ja oft mehrere Wochen in Kalkwasser eingeschlagen, damit die unreinen Bestandteile, die den Leim verderben könnten, wegsfallen. Nach dieser Kalkbeize wäscht man die Lederabfälle im fließenden Wasser ab und schlägt sie auf Haufen. Zum Verfieden, in einem weiten Kupferkessel, nimmt man für einen Sud 2 Zentner rotgegerbtes oder einen Zentner weißgegerbtes Leder, 2 Zentner Flechsen, übergießt beides mit Wasser und läßt's langsam kochen. Je langsamer das Kochen geschieht, desto mehr Leim bekommt man. Nach 15 Stunden ist der Sud rar. Die Leimbrühe wird durch ein Sieb in einen Zuber geschüttet, nochmals peinlich gesäubert und filtriert. Die so abgekälte Brühe wird in hölzernen Mulden von 2,50 Meter Länge, 30 Zentimeter Breite und 12 Zentimeter Tiefe gegossen und zur allmählichen Erstarrung beiseite gestellt. Nach etwa 12 Stunden hat sich die flüssige Leimmasse zur Gallerte — eigentlicher Leim — angesetzt, und nun schneidet man den festen Prim in Stücke heraus und zerfeinert diese mit dem Leimhobel — eine Vorrichtung, mittels der auf einmal die ganze Masse in mehrere Schichten geteilt wird. Auf dem Trockenboden werden die Leimschnitten ausgeleert, öfters angewendet und sorgsam vor Hitze und Frost geschützt. Ein Zentner Leim galt noch vor hundert



Jahren 25 Gulden. Die Gernsbacher Leinwanderei lieferte im Jahre etwa 50—60 Zentner und soll damals ganz nette Ueber-schüsse erzielt haben.

Viel Interessantes erzählt uns die 1508 erlassene Land-ordnung der beiden Kondominatsherren Bernhard III. von Eberstein und Christophs von Baden-Baden:

Unsere Untertanen schwören also: „Wir geloben und schwören zu Gott und allen Heiligen, dem hochgeborenen Fürsten und Herrn Markgrafen Christoph von Baden und dem wohlgeborenen Herrn Bernhard Graf zu Eberstein, beiden als unseren anädigen Herren, in rechter Gemeinschaft hold zu sein, Schaden zu wahren, Nutzen zu fördern, ihren und ihrer Amtleute Gebote und Verbote mit aller Dienstbarkeit Gehorsam gewärtig zu sein, Leib und Gut ohne Wissen der anädigen Herrschaft nicht zu ändern, und alles zu tun, was leibeigenen Leuten gebührt und sie schuldig sind — ohn alle Gefährd.“

Es wird nachstehendes verordnet:

„Alle Inwohner haben nach vollendetem 14. Lebensjahr den Treueid zu leisten. Die Heiraten bedürfen einer besondern Erlaubnis nicht mehr. Der Eintritt in ein Kloster wird nur dann genehmigt, wenn das halbe Vermögen dem Convent abgetreten wird. Wer in den heiligen Priesterstand tritt, wird von der Leibeigenschaft befreit. Der Ehebruch wird mit 10 Heller bestraft. Wer eine Jungfrau schwächt und sie nicht ehelicht, büßt mit 30 Gulden. Die Bewohnung zweier Eheleute unter einem Dach vor der Trauung ist strafbar. — Es ist verboten, bei Hochzeiten und Kindstaufen große Gelage zu geben. Es dürfen höchstens 50 Personen geladen und nur fünf verschiedene Gerichte aufgetragen werden. Das Baden von Küchle an Fastnacht ist untertun. Die Untertanen haben sich für den Kriegsfall und für Feuergefahr vorzusehen und sich mit dem gebührenden Zeug auszurüsten. Die Befestigungswerke als da sind, Wall, Tor und Turm sind von den Bürgern in gutem Stande zu halten. Jedes Bürgers Haus muß einen 1 Meter hohen Steinsockel haben; die Dächer sind mit Ziegel zu decken. — Wer in Fischwasser und Wald die Herrschaft schädigt (wildert), wird an Leib und Gut schwer gestraft.“

Der Stadt Gernsbach treubehütetes Kleinod war der nachstehende Freiheitsbrief, welcher auf Grund einer dem Grafen

von Eberstein (Sauptrecht) geleisteten Bürgerschaft über 20 000 fl. von diesem und vom Markgrafen ausgestellt wurde.

„Wir Philipp von Gottes Gnaden, Markgraf zu Baden, Graf von Sponheim (usw.), und wir Hauptrecht, Graf zu Eberstein und Nixingen, Herr zu Frauenburg, Kurator des wohlgeborenen Philipp, Graf zu Eberstein, unserer lieben Vetterz (usw.) bekennen und tun kund allen, die diesen Brief lesen, sehen oder lesen hören, daß wir wohlgeneigt sind, allen denen, die sich uns stets geneigt und gehorsam erweisen, wie auch uns mit Willen und in Treue dienen, unsre Hilfe und Gnade anädiglich mitzuteilen. So haben wir mit Förderung des gemeinen Nutzens, von Ehre und Gut, der in ehrlamer Liebe und Treue uns anhangenden Bürgermeister, Gericht, Rat und Einwohner der Stadt Gernsbach, die sich immer gegen uns und unsere Vordern gehorsam erzeiget hat, wie sie es auch bleiben soll gegen uns und unsre Nachkommen, Stadt und Einwohner mit gutem Vorbedacht und eigenem Gutdünken, damit sie an Ehr und Gut zunehme und Leute anderer Orte desto eher geneigt seien, da hinein zu ziehen, gefreit. Und sollen nämlich alle Bürger der Stadt Gernsbach, samt ihrem An-schluß: Bleich, Riegelbach, Gäß, Hofstätt, Hof, Waldbach und Kugelberg, welche sieben von alters her zur Wacht gehören, von der Leibeigenschaft losgesprochen sein, allesamt und brachen sich einzel nicht loskaufen. Unsre gehorsamen Untertanen mögen sie bleiben wie bisher. Dagegen hat uns vorgemelde Stadt für solche Erkenntnis und erwiesene Gnaden „Eintausend Gulden“ an Geld zu zahlen, und zwar alljährlich auf Martini 200, bis besagte Summe voll entrichtet ist. Desgleichen hat die Stadt ewiglich den Trottwein zu liefern, von 12 Ohm 18 Maß; desgleichen sei's mit dem Weinzehnten zu halten. Wir haben auch beschlossen, für die Stadt Gernsbach einen eigenen Salzhandel einzurichten, zu dem Gewinn und Verlust; daran sollen wir und unsre Erben wie auch die Stadt Gernsbach gemeinamen Anteil haben.

Wir Markgraf Philipp und Graf Hauptrecht versprechen, bei unsrer fürstlichen und gräflichen Treue, die Stadt in all oben beschriebenen Stücken zu schützen, schirmen, achten und nichts dawider tun, noch solches gechehen lassen — ohne all gefährd.“

Drei Siegel bekräftigten die Urkunde anno 1583 am 7. Februar.

## Walter E. Sachs / Iphigenie.

### I.

Wenn ich mich in dein Bildnis so versenke,  
und deine heiter-tiefen Züge vor mich male,  
von deiner Augen wunderjamem Strahle  
betroffen, meine Blicke abwärts lenke

und, sie erhebend, sehe wie die deinen  
so ohne Drang dort auf dem Meere gleiten,  
so daß von selbst die Nähen und die Weiten  
in deines Schauens Kreis zu treten scheinen:

So möcht ich schauen können! fragen so  
die Weiten nach dem Rätsel meiner Tage,  
so Maß und Mitte sein in reinem Schaul!

und nicht so fordernd steh mit banger Frage;  
empfangen so wie du, die Lösung, froh  
im Blick, wie du, o, menschlichste der Frau.

### II.

O, menschlichste der Frauen: beides ist  
in deinem Anschau mir zum Sinn geworden,  
und statt dem blöden Spiel mit leeren Worten,  
mit dem ein Tor nur noch die Welten mißt,

ward zur Erleuchtung mir nun deine Schau:  
die Menschheit ründet sich zu einem Bilde,  
und die Vollendung, strahlend hell und milde  
ist Menschlichstes im Bilde einer Frau. —

ist Menschlichstes: Urdrang hinauf, hinab.  
Dämonenschaft im Widerspiel der Triebe,  
ist Auszug in den Kampf — und Heimkehr in der Liebe,

und Gang im Pfad der Mitte, und am Stab,  
ist Wacht und Hut und selig-tiefe Schau:  
ist Menschlichstes im Bilde einer Frau. —

## Konrad Arnold Bergmann / Die Fahnenweihe der „Cäcilia“.

eine heitere Geschichte

### II.

Der gute Pfarrherr von St. Peter und Paul nickte dem Redner kräftig zu, um durch diese Bewegung einigermaßen über seine Nachmüde Herr zu werden. Wellenreiter bat, einen Augenblick mit dem Vortrag noch zuwarten zu wollen, ehe zum Vereinszimmer hinaus und lachte sich draußen auf einem bestimmten Ort mit den drei Herren, die ihm zum selbigen Zweck gefolgt waren, nach Möglichkeit gründlich aus. Dem Pfarrer kam inzwischen das Heikle der Lage mehr zum Vorkommen. Es wurde ihm klar, daß der liebe Gott ihn plötzlich zwischen zwei Stühle gesetzt hatte, und schon ließ er sich durch den Kopf gehen, wie er am besten dem verständigen Herrn Wellenreiter es nahe lege, als der Klügere von beiden

Zichtern zu verzichten. Das war seine psychologische Rechnung. In der diplomatischen ging er von der Erwägung aus, daß die Wahrung der materiellen Interessen des Vereins und der Gemeinde mehr durch eine Berücksichtigung des reichen Stadtrats Gutbed, die der idealen Interessen mehr durch eine Berücksichtigung des durch Wellenreiter vertretenen Bildungselementes geboten sei. Aus der Art, wie er den Stadtrat ersuchte, mit der Vorlesung des Protokolls zu beginnen, war un-sicher zu erkennen, nach welcher Richtung er sich hinneigen zu müssen vermeinte. Wellenreiter, der anfangs durchaus nichts dagegen einzuwenden gehabt hätte, daß ein anderer ihm die poetische Arbeit, so unbedeutend sie ihm auch erschien, abnahm,



nuterte des Pfarrers Schwäche und nahm sich vor, doch entschieden auf sein Vorrecht zu pochen, falls die Gutbeckische Leistung sich, als unter der Minimalgrenze des Zulässigen stehend, erweisen sollte. Daß der Pfarrer ihm freundlichst zugestimmte, stärkte ihn nur in seinem Vorhaben, obgleich er eigentlich ja seinen Vers zur Hand hatte. Gutbeck aber begann:

Prolog!

Wir feiern heute Fahnenweih  
 Von unserer Cäcilia,  
 Drum strömten alle wir herbei  
 Festlich gestimmt von fern und nah,  
 Die Untervorstadt, wo doch weit,  
 Will da daheim nicht bleiben,  
 Wenn man die neue Fahne weihst,  
 Die nimmer zu beschreiben.  
 Die Obervorstadt auch nicht faul  
 Hat sich gleich zahlreich eingestellt,  
 Dem Pfarrer von Peter und Paul  
 Gab für die Fahne sie viel Geld.  
 Und auch der Altstadt Gönnerschar  
 Ließ manchen Taler rollen,  
 War auch der blaue Lappen rar,  
 War edel doch das Wollen.  
 Was unser hochverehrter Präses  
 In dieser Sache hat gewirkt,  
 War auch, wie es die Fahne verbürgt,  
 Mehr als das Element des Käses.  
 Nein, seine Tat schwimmt obendrauf  
 Wie auf der Milch der süße Rahm!  
 Sein Lob hört darum nimmer auf,  
 Weil der Gedanke von ihm kam.  
 Wir danken ihm für die Idee  
 Der neuen Vereinsfahne,  
 Die uns Mitglieder, wie man seh',  
 Zu Folgendem ermahne:  
 Zum Ersten zeigt die Fahne einmal,  
 Die hoch hängt an der Stange,  
 Daß ewig unser Ideal  
 Zu oberst uns auch hange.  
 Zum Zweiten zeigt der Fahne Weiß,  
 Daß unseres Strebens höchster Preis  
 Die reine Wahrheit bleibe,  
 Daß jeder hinter's Ohr sich schreibe:  
 So weiß, so sauber und so rein  
 Muß immer unser Brusttuch sein!  
 Zum Dritten zeigt das echte Gold,  
 Mit dem die Fahne sehr geschickt  
 Von einer unsrer Jungfräun' —  
 Man sieht's — mit Liebe ist gestickt,  
 Daß nur die echte Kunst besteht,  
 Die falsche aber untergeht.  
 Zum Vierten zeigt das Rot und Blau,  
 Das darstellt unsre Schutzjungfrau,  
 Die heilige Cäcil ist genannt,  
 Daß uns umschling' der Liebe Band  
 Und des Vertrauens Unterpfand.  
 Dann wachsen und gedeihen wir  
 Stets unter ihrem Schutzpanier.  
 Drum rufe jeder, wer heut da:  
 Hoch, dreimal hoch Cäcilia!

Der Dichter setzte sich, nachdem er, das Stillschweigen der Zuhörer für den Ausdruck von Ergriffenheit haltend, noch prosaisch trocken bemerkt hatte: „So in der Art, mein' ich, könnte man's lassen.“ Er ahnte nicht, was für eine rein körperliche Kraft jeder der Anwesenden schon aufzuwenden hatte, die Zudungen des Lachmuskels zu bändigen. Der Pfarrer war in dieser Hinsicht noch am besten daran, weil die Verlegenheit, in der er steckte, ihm ernstlich zu schaffen machte. Er erhob sich, äußerte Dank und Anerkennung für die große Mühe, die sich der Stadtrat habe kosten lassen, und suchte dann, um über das Peinliche der Lage hinwegzukommen, schnelligst das breite Fahrwasser des allgemeinen Lobes zu gewinnen. Er redete sich aber in der Folge in die Aufzählung all dessen, was der Verein und die Gemeinde dem Wirken des hochgeschätzten Mitgliebes verdanke, so sehr hinein, daß er am Ende gleichsam wie durch Selbsthypnose dazu überredet schien, den Prolog gelten zu lassen. Wellenreiter merkte die wiederkehrende Schwäche des geistlichen Herrn, räusperte sich auffallend, während er diesem scharf in die Augen sah, und zwang so diesen zu erklären, daß nun noch der Prolog des zweiten Dichters gehört werden müsse. Das Lächerliche der Situation war plötzlich vollkommen überwunden; denn für Wellenreiter ging es nun um etwas Grundsätzliches, Bitterernstes, um eine Sache der Lebensauffassung und des Charakters, um die Entscheidung für Bildung oder für Halbgebildung. So geringfügig und den äußeren Umständen nach belanglos dieser Fall kleinstädtischen Vereinsgeistes für ihn, den aufstrebenden jungen Mann mit seinem aufgeschlossenen Sinn, auch war, so dünkte er ihm doch im höchsten Maße des Einsages seiner ganzen Persönlichkeit wert. Und nicht nur das! Dieser Einsatz dünkte ihm notwen-

dig, sollte nicht eben seine Persönlichkeit, nicht der Verein, nicht die Gemeinde, nicht die Stadt, nicht das Volk durch eine Unterlassungssünde wider den Geist der Bildung entwertet werden. Diese Auffassung gab ihm die innere Berechtigung, mit Entschiedenheit zu erklären, er sei nicht gewillt, auf das Vorrecht und die Ehre, den Prolog zu stellen, zu verzichten. Nun hatte er aber doch noch nicht einen Vers davon! Er ersuchte deshalb die Versammlung, eine halbstündige Pause zu machen. In dieser werde er seinen Prolog niederschreiben. Gutbeck fühlte sich in diesem Augenblick als Sieger, schwankte aber, ob er gegen eine solche Zumutung entrüstet Einspruch erheben oder ob er den „studierten Herrn“ hereinfallen lassen sollte. Er entschied sich zum Letzteren, indem er, von sich und seinem wochenlangen heftigsten Bemühen aus schließend, vollkommen überzeugt war, daß in einer halben Stunde auf alle Fälle kein Prolog gedichtet werden könnte, jedenfalls keiner, der sich dem Seinen auch nur annähernd an die Seite stellen konnte. Er zog aber seine Uhr aus der Tasche und legte sie vor sich hin auf den Tisch, dazu bemerkend, er habe seiner Frau versprochen, des kranken Kindes wegen frühzeitig daheim zu sein. Der Pfarrer lächelte, auch Wellenreiter und die andern Herren, und so war man plötzlich wieder in eine launige, heitere Stimmung versetzt; doch war diese von außen herangebracht. Die Situation war komisch. Im Grunde genommen, hatte sich die Lage für den Vereinspräses nicht verändert, im Gegenteil verschärft. Aber in dem Einen war er sich jetzt klar, daß er seine diplomatischen Künste in entgegengesetzter Richtung spielen lassen, daß er den Stadtrat zum Verzicht auf den Vortrag seines Prologs bewegen müsse. Während Wellenreiter in sein Notizbuch dichtete, ging er mit jenem beiseite und legte ihm die große Verlegenheit dar, in die er durch sein eigenes Verschulden, durch seine vorschnelle Eigenmächtigkeit geraten sei. Wenn er ja nur die leiseste Ahnung von der Absicht Gutbecks gehabt hätte, würde ihm der faux pas nicht unterlaufen sein. Dann bat er den Stadtrat, dessen Gesichtsausdruck, wie der seiner Frau in solchen Fällen, so süß und steif wie geschlagenes, gezuckertes Eiweiß wurde, den Prolog freiwillig zurückzuziehen. Immer und immer wieder entschuldigte er sich, fragte zwischenhinein über gemeindepolitische Angelegenheiten dies und das und ließ dann, als Wellenreiter laut vor sich hin sagte: „So, ich bin fertig!“, durchblicken, daß er noch in der heutigen Sitzung einen für Gutbeck höchst ehrenvollen Antrag zu stellen gedenke. Er teilte ihm dies unter der Hand vertraulich mit, damit der zu Ehrende, wie es naturgemäß üblich sei, aus irgend einem Grunde sich rechtzeitig empfehle. Die zwei Seelen in Gutbecks Brust reagierten begreiflicherweise verschieden: die poetische war tief betroffen, die stadträtliche war tief gerührt. Er nickte aber „süß und steif“ mit seinem gewichtigen Haupt.

Wellenreiter verlas sein Poem mit Pathos und Schwung, und die Versammlung, den Reiz der Sprache fühlend, staunte mit Recht über seine Fähigkeit und Fertigkeit. Gutbeck bat aber sofort danach ums Wort und führte aus: „Ich möchte nur kurz bemerken, daß ich in Anbetracht, daß ich mir's reiflich überlegt habe, indem ich zur Ansicht gekommen bin, daß Herr Wellenreiter dadurch, daß der hochwürdige Herr Präses seinerzeit mit der Bitte an ihn herantreten ist, indem er ihn ersuchte, ein Prolog zu dichten, was ich mit Rücksicht darauf, daß wegen seiner beruflichen Tätigkeit Herr Wellenreiter unstreitig in erster Linie in Betracht gezogen werden können konnten haben geeignet erscheinen möchte, andererseits ich mich natürlich nicht bemüht haben würde und ich mich in keiner Weise vordrängen zu wollen im Sinn gehabt haben beabsichtigt habe, indem ich zugebe, daß Herr Wellenreiter im Vorrecht sich befunden zu haben dürfte, ich bereit bin, mich zurückzuziehen zu sollen, indem ich nicht unterlassen möchte zu erklären, daß sein Prolog auch wertvoll zu sein scheint, wo ich also nicht im Weg stehen möchte, indem er bei unserer Fahnenweih nicht vorgetragen wird. Dies wollte ich nur kurz vor Ihnen noch bemerken wollen.“

Dem Pfarrer konnte man ansehen, wie diese Worte des Stadtrats ihn erleichterten, und schon eilte er zum nächsten Punkt: „Vortrag des Festprologs durch N. N.“ — Aber kaum hatte er den Punkt genannt, als er zusammenfuhr wie jemand, der eben den einen Fuß mit Mühe aus einer Schlinge herausgearbeitet hat und bereits wieder mit dem anderen Fuß in eine neue Falle tritt. Er sagte sich indes rasch und bemerkte, dem Stadtrat einen verständnisvollen Blick zuwerfend: „Ich möchte doch zuvor einen anderen, wichtigeren Punkt zur Beratung stellen.“ Gutbeck trank im nächsten Augenblick sein Glas aus und verabschiedete sich rasch mit der Begründung, er müsse seines kranken Vertales wegen unbedingt nach Hause. Jetzt war das Feld frei, und der Präses zögerte nicht, seine wahre Ansicht über das poetische Talent des Bädermeisters zu offenbaren. Man lachte zunächst herzlich und stimmte dem folgenden Antrag, Gutbeck zum Ehrenmitglied des Vereins zu ernennen, ohne Widerspruch zu. Aus der Tatsache aber, daß der Pfarrer die Frage, wer von den Jungfrauen des Vereins für den Vortrag in Betracht komme, am besten persönlich zu lösen wünschte, merkte Wellenreiter, daß die pfarrherrliche Schwäche doch noch nicht ganz überwunden sei. Er nahm sich darum im Geheimen



vor, ihm in den nächsten Tagen Babette, die Schwester seiner Braut, ins Pfarrhaus zu schicken; denn Sabine Gutbed als Vortragende wollte ihm wie die leidenschaftliche Verwirklichung der Sünde wider den Geist vorkommen. Hierin auf der Hut zu sein und rechtzeitig vorzubauen, war in der Tat keine überflüssige Berechnung; denn als Gutbed dabei das Schicksal seines Prologs eröffnete, zeigte sich seine Frau davon nicht sonderlich betroffen, verlangte aber mit der Trefflichkeit des weiblichen Denkinstitutes, daß ihr Mann sich unbedingt dafür einsetzen müsse, daß Sabine den Festprolog spreche. Das war für sie von geringerem Belang, von wem er schließlich gedichtet war; dagegen konnte Sabine kaum eine bessere Gelegenheit, sich den heiratslustigen Herren des Vereins zu empfehlen, geboten werden als durch den Vortrag des Festprologs, und Sabine hatte doch schon in der Kleinkinderschule früher ganz schön vorgetragen! Ueber dem trat die Tochter selbst ins Zimmer, noch im Theatermantel, den Kopfschal lösend. Sie war in der Residenz in der „Walfüre“ gewesen. Ohne sich weiter zu entkleiden und Platz zu nehmen, begann sie mit einer merklichen Erregung zu erzählen: „Das war eine Blamage, wie ich sie in meinem Leben kein zweites Mal erleben möchte! Ich sage euch, eine furchtbare Blamage für mich, für unsere ganze Stadt! Ich hab' euch immer gesagt: 's Gentners sind keine keine Familie. Die wollen gebildet sein! Denkt euch, die Frau Gentner, 's Käthchen und 's Babettl sitzen im zweiten Rang, wie ich mich umdreh', hinter mir. Ich könnt' mir eine hinfchlagen, daß ich in den Pausen immer nur bei ihnen geblieben bin und mit denen gesprochen hab'. Ma sott mit solchene ungebildete Leut nie so e große Mariage mache!“

„Ma sott! Aber Sabine! Ma sott!“ rügte ihre Mutter.

„Wirklich, man sollte es nicht tun. Denkt euch, mitten im Stück zwischen der schönsten Musik, wo alles atemlos daßht, wo alles so mäuslestill ist, schnarcht die Frau Gentner, schnarcht so laut, daß alles im zweiten Rang sich zu uns rumdrehet. Ich hab' da scho g'meint, i mießt in de Gottserdsbode nei versinke —“

„I mießt! Aber Sabine! I mießt!“ rügte wieder die Mutter.

„Mutter, jetzt kommt aber erst das Schlimmste. Die zwei Mädle, 's Käthel und 's Babettl, weden ihre Mutter, und die, denkt euch, ruft ganz laut, daß das ganze Theater es hören können gekonnt hat: Was stört ihr mich denn? Laßt mich gehn! Die halbnackten Thuznelde und Germania da drunten interessieren mich nicht. Ihr bringt mich kein zweites Mal ins Theater, wo solche Weibsbilder auftreten!“

„So hat sie gerufen? Ja, was hast du denn da gemacht?“

„Ich war von mir. Ich weiß nur noch, daß das Stück auf einmal aus war. Dann hat mir 's Babettl gerufen, wie wenn nichts passiert wär. Hätt' ich dann wenigstens nur meinem Kopf gefolgt! Nein, statt dessen bleib' ich in meiner Gutmütigkeit bei dene Gentners steh, als ob ich dazu gehören täte, und muß mich von all denen feinen Residentzler'n darum anschau'n lassen und muß, denkt euch, an der Trepp, wo vom Rang hinunterführt, auch noch waade halfe —“

„Waade helfe? Aber Sabine! Waade helfe!“ — „warten helfen, bis daß der Gentners Schorsch von seinem vierten Rang, vom Fuchse herunterkommt. Denkt euch, und wie der herunterkommen ist! In de Socke! Die Stiffel unterm Arm! Sei Fieß!“

„Sei Fieß! Aber Sabine! Sei Fieß!“

„Seine Füße hätten ihn auf einmal so arg in den neuen Stiefeln gedrückt, daß er sie hab auszlege mieße —“

„Auszlege mieße! Aber Sabine!“

„Ich spreche doch nur so, Mutter, wie 's Gentners Schorsch gesprochen hat. Also: auszlegen müssen, und dann, als das Stück zu Ende gewesen ist, sind seine Füße nimmer in seine Schuh hineingangen. Und denkt euch, so strimpfisch ist dann der Schorsch mit uns an die Bahn gangen und mitgefahren. Nein, mit denen Leuten blamiert man sich nurl!“

Es ist nicht uninteressant, den seelischen Dualismus, als dessen eigentlicher Entdecker Goethe anzusprechen ist, nach dieser Erzählung Sabinens im Vater, in der Mutter und Tochter zu beobachten. Die Tochter hatte über dem Erlebnis im Theater der Residenz die Vollgewißheit erlangt, daß sie im Vergleich zur Familie Gentner unbestritten gebildet sei; andererseits aber war sie durch die andauernden Verbesserungen ihrer Mutter in den stärksten Zweifel über ihre Bildung versetzt. Auch

wußte sie nicht, ob sie sich der Ueberlegenheit über die Nachbarkleute freuen oder aus Mergel über die miterlittene Blamage weinen sollte. Die Mutter war voll Schadenfreude über den Hereinfall, den die Gentnersmädchen erfahren hatten. Diese Schadenfreude war indes nicht nur eine Blüte ihrer mütterlichen Mißgunst und Verärgerung wegen der Verlobung Käthchens und wegen der neuerlichen Konkurrenz durchs Babettl, ihre Wurzeln reichten noch tiefer; denn im Sinn der ehrgeizigen Frau herrschte ein wirtschaftlicher Dünkel, der sie alle kinderreichen Familien von oben herunter betrachteten ließ. Die Gentners waren für sie einfach geringere Leute, weil sie die in „kesseren“ Familien übliche Zweikinderzahl um das Drei- und Vierfache überschritten hatten. Allein diese Auffassung konnte sich augenblicklich in ihr nicht uneingeschränkt zur Geltung bringen; der Gedanke, ein fieberkrankes Kind zu haben, löste in ihr immer wieder Gefühle aus, die jenem Dünkel empfindlich zusetzten. In der Seele ihres Mannes war ebenfalls eine tiefgehende Spaltung. Hatte er seit dem Vorfall mit den Brotlaiben sich heimlich schon immer gesehnt, daß sein früheres freundschaftlich-nachbarliches Verhältnis zu alten Gentnern wieder möchte hergestellt sein, so verbot ihm nun zudem die männliche Denkart, die immer einen ritterlichen Zug hat, aus Schadenfreude sich zu einer ungerechten Beurteilung hinreißen zu lassen. Er hatte schon immer den aufopfernden Fleiß und die vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein waltende Fürsorglichkeit an der klugen, ehrlichen, tapferen Nachbarin im Stillen geschätzt, und die Erzählung seiner Tochter machte im Grunde seines Gemütes das Gefühl dieser Hochschätzung nur lebendiger, da es für ihn klar war, daß die gute, tüchtige Frau keineswegs aus Vergnügungssucht und Vornehmtheilerei, sondern nur aus Rücksicht auf ihre Töchter mit in die Residenz gefahren und im Hoftheater während der vielständigen Oper aus Uebermüdung eingeschlafen war. Auf der anderen Seite aber wirkte die energische Forderung seiner Frau, daß er den Vortrag des Prologs durch Sabine unbedingt durchsetzen müsse, sehr stark auf sein väterliches Empfinden, und das schwierige Problem beschäftigte seinen Kopf noch im Bett bis tief in die Nacht. Er war einer jener Ehemänner, deren von Natur aus gutmütige Veranlagung unter dem leidenschaftlichen Willen des Weibes bis zur Charakterverderbtheit vergewaltigt werden kann. So kam er infolge der Einflüsterungen von seiten seiner Frau, die durch die Krankheit des Kindes wachgehalten wurde, zu dem Entschluß, das Vorkommnis im Hoftheater in die weitere Dessenlichkeit zu bringen, besonders aber die Kunde davon ins Pfarrhaus von St. Peter und Paul zu leiten; denn seine Frau erwartete als Wirkung dieses Vorstoßes gegen die „Gentnersbagage“ die Ausschaltung Babettes als mögliche Vortragende. Weiterhin überredete sie ihren Mann dazu, in den nächsten Tagen seinen Freund Seiterer zu bestimmen, eine mächtige Schlachtplatte ins Pfarrhaus als „Versucherle“ zu schicken, womöglich auch den befreundeten Griechlich zu veranlassen, sich durch eine Kiste Exportflaschen vier dem Metzgermeister anzuschließen, während gleichzeitig aus der eigenen Backstube dies und jenes Meisterstück den Weg dorthin finden sollte. Auch wurde in dem stadträthlichen Ehebett beschlossen, im „Volksblatt“ eine Notiz bringen zu lassen, etwa dieses Wortlauts: Wie uns nachträglich bekannt wird, sind für die neue Fahne der „Cäcilia“ von angesehenen hiesigen Familien namhafte Stiftungen gemacht worden. Genannt werden in diesem Zusammenhang besonders: Stadtrat und Bäckermeister Gutbed, Bierbrauereibesitzer Griechlich, Metzgermeister un' Würstler Seiterer.

Herr Wellenreiter schickte, wie er sich vorgenommen hatte, wenige Tage nach der bekannten Vorstandssitzung das Babettl ins Pfarrhaus, nachdem er den Prolog mit ihr eingelernt hatte. Da er mit ihrem Vortrag sehr zufrieden war, ging das Rumpferlein mit großer Zuversicht zum hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer. Der ließ zunächst eine gute Viertelstunde warten und stellte dann allerlei Fragen, die den Skandal in Hof- und Residenztheater betrafen. Er gebrauchte diesen Ausdruck, obwohl er in seinem Innern der von der alten Gentnern zum Ausdruck gebrachten Auffassung nicht fern stand. Das Babettl geriet darüber in große Verlegenheit und Verwirrung und erklärte mit einem glühenden Kopf und mit Tränen im Auge, den Prolog nicht vortragen zu können.

„Du sollst damit auch gar nicht geplatzt werden, Babettl, wenn du nicht recht magst! Laß mir einmal das Gedicht da; vielleicht finden wir dafür eine geeignete Jungfrau unseres Vereins.“ meinte der Pfarrer mit kühler Güte und entließ dann das Mädchen.

(Schluß folgt.)